

Zehn Jahre in einer Parallelwelt

Ameenah A. Sawwan



Der Freitag, auf den der 18. März 2011 fiel, trägt den Namen *Freitag der Würde*. Ich war gerade einmal zwanzig. Was an jenem Tag geschah, überstieg all meine Erwartungen und kühnsten Fantasien. Ich war völlig überrumpelt. Nie hätte ich mir träumen lassen, dass in diesem Königreich der Angst einmal wir es wären, die gegen unseren Bürgermeister aufstehen, gegen den Bezirksverwalter, gegen den Präsidenten gar.

Lauter Jubel hatte das Jahr begonnen, sobald wir aus Tunesien die frohe Botschaft erhalten hatten: Ben Ali hatte die Flucht ergriffen. Unvergesslich ist mir die Stimme des Mannes, der auf der Bourguiba-Straße in Tunis hinein in die Nacht schrie: »Freiheit für das große tunesi-

sche Volk! Keine Angst vor niemand! Wir sind befreit! Das tunesische Volk ist frei! Ben Ali ist weg!«

Tag und Nacht klebten wir an den Nachrichten. Galt es doch, neben den Meldungen aus Tunesien und Libyen auch die Entwicklungen am ägyptischen Tahrirplatz zu verfolgen. Und am 11. Februar 2011 trat Mubarak zurück! An diesen Tag erinnere ich mich genau. Besonders an die Reaktion meiner Mutter, die zum Fenster stürzte, um es fest zu verschließen, wie auch die Zimmertür, die zur Straße rausführte. Gleich darauf hat sie Freudenträller losgelassen und wilde Luftsprünge gemacht, so sehr freute sie sich. Ausgerechnet meine Mutter, die es für gewöhnlich nicht zeigte, wenn sie ergriffen war, sah zu mir hin und hatte Tränen in den Augen.

»Brot, Freiheit, Menschenwürde!« oder auch »Brot, Freiheit, soziale Gerechtigkeit«. Mächtig erhoben sich die Sprechchöre über den Tahrirplatz und irgendwie schien sich alles um Würde zu drehen. Dabei war mir als junger syrischer Frau der Begriff der Würde bis vor den Revolutionen nur selten je begegnet. Ich denke zurück an unsere Kindheit, in der es vor pompösen Slogans nur so wimmelte. In den Schulen mussten wir sie immerzu nachsprechen. Einen nach dem anderen rufe ich mir ins Gedächtnis. Kommt da nicht doch irgendwo das Wort Würde vor? Fehlanzeige. Offenbar hat das syrische Regime keinerlei Notwendigkeit gesehen, die Menschen auf ein solches Konzept wie Würde vorzubereiten. Würde erschien ihnen größer als die bescheidenen Bedürfnisse der Syrer*innen.

Ich erinnere mich noch bildhaft an die lange Mauer, die den Vorhof der Bezirksverwaltung meiner Stadt Moadhamiya umfasste. Parolen der Baath-Partei überzogen sie komplett. Sprüche wie diese waren in diesem Syrien, das nicht unseres war, ein Merkmal des öffentlichen Raumes. Slogans von Einigkeit, Freiheit, Sozialismus und ewiger Nation, geziert von Portraits. Selbstverständlich zeigten sie Hafiz, Basil und Baschar al-Assad, allesamt den Blick hinter Sonnenbrillen vor dem gemeinen Volk verbergend. An genau dieser Mauer haben wir uns in 2011 kreativ ausgetobt. Mit Spraydosen gewappnet, haben wir die Portraits zu Witzfiguren umgestaltet. Dabei haben wir ein lustiges Spiel

mit der Staatssicherheit gespielt: Sie pinselten ihre Loyalitätsbekundungen an die Mauer, gewidmet Baschar al-Assad, darunter gerne auch das berühmte »Wir lieben dich«, das aus der *Kampagne zur Erneuerung der Staatstreue* von 2008 stammte – und wir kamen später, sprühten mit leichter Hand dahinter: »nicht«.

Wenn wir sprühen gingen, verließen mein Bruder Obaida und ich das Haus gegen vier Uhr im Morgengrauen. Wir hatten uns viele Spraydosen gekauft. Allein durch deren Kaufen und Lagern hatten wir uns schon strafbar gemacht. Uns wehte der Morgenwind ins Gesicht, wenn wir kichernd von Gasse zu Gasse rannten, durch die menschenleere Stadt. So haben wir das ein paar Mal gemacht, und immer war ich der glücklichste Mensch auf Erden. Seit dem Tod meines Bruders im Jahr 2013 merke ich sofort einen Kloß im Hals, wenn ich mich daran zurückereinnere und an all die schönen gemeinsamen Erlebnisse vor und nach 2011 denke. Es fällt mir nicht leicht. Obaida ist mein größter Unterstützer gewesen. Ohne ihn wäre es mir nie geglückt, mich an unseren Eltern vorbeimogeln. Seit 2011 und 2012 kriegten wir uns ständig mit ihnen in die Wolle. Sie hatten enorme Angst davor, dass wir, meine Geschwister und vor allem ich, uns in irgendeiner Form an der Revolution beteiligen könnten. Obaida half mir, mich aus dem Haus zu schleichen, und gemeinsam haben wir viel unternommen. Er half mir, mich durchzusetzen, gegen unsere Eltern, unsere Verwandten, das Umfeld und die Gesellschaft, in der wir lebten.

Nun hat sich die Revolution zum zehnten Mal gejäht: Wie sollen wir akzeptieren, dass zehn Jahre vergangen sind, seit all das geschehen ist, ohne dabei noch Herz und Verstand zu verlieren?

Jahr für Jahr ist der Jahrestag der Revolution der Zeitpunkt, an dem wir alles Revue passieren lassen. Deshalb war ich auch erstmal guter Dinge, als ich mich dazu entschieden habe, diesen Text zu schreiben. Je näher dann aber der Jahrestag rückte, desto klarer wurde mir, wie schwierig es werden würde. Ich öffnete die Textdatei und starrte auf die leere, weiße Fläche. Zwei, drei Tage lang. Mir war mit einem Mal schleierhaft, was ich dazu sagen sollte, mir schien, dass es dazu nichts zu sagen gäbe. Nichts als Fragen, die mir quer durch den Kopf schossen. Dies ist die erste: Ist es eigentlich okay, anderen so viel Schmerz

und Entmutigung zuzumuten, indem ich Erzählungen davon teile? Ich bin mir ja selbst nicht einmal sicher, wie ich mich fühle. Meine Laune schlägt häufig um. Oftmals empfinde ich es so, dass wir schlichtweg versagt haben. Jeden März kann ich förmlich spüren, wie mir ein Stück meines Herzens verlorengeht. Aber wie mein Freund, der Aktivist Raed Fares, immer sagte: »Revolution ist eine Idee, und Ideen sterben nie«. Wie wünschte ich, Raed wäre heute hier. Dann würde ich zurückfragen: Aber was, wenn man innerlich zu gelähmt ist, um überhaupt denken zu können? Was ist dann? Wenn man an einem Punkt feststeckt, während sich draußen die Welt ungerührt weiterdreht? Was, wenn es nur wir sind, die in einem Paralleluniversum leben? Was ich mir dann selber antworte: Wenn es eine Sache gibt, die sicher ist, so ist es diese: Die Revolution, die uns als Individuen verändert, hört niemals auf. Unsere individuelle Veränderung zum Besseren, so sie denn stattfindet, ist ein erster revolutionärer Erfolg.

Der Muttertag war bei uns zu Hause stets ein Tag der Trübsal und schmerzlichen Erinnerungen, und die traurigen Lieder, die dabei pausenlos im syrischen Fernsehen liefen, verstärkten die Grabesstimmung noch. Vor über vierzig Jahren hat mein Vater seine Mutter bei einem tragischen Autounfall verloren – meine Großmutter Amina. Er war zu klein, um sich an sie zu erinnern, aber jedes Jahr im März saß ich an seiner Seite und hörte ihm dabei zu, wie er von meiner Großmutter erzählte. Sie hatte hart arbeiten müssen, um ihre sieben Kinder durchzubringen. Unter schwersten Bedingungen arbeitete sie ganze Nächte durch und sparte sich jeden Bissen vom Mund ab für ihre Kinder, und das in einer Gesellschaft, die das Ganze noch schwerer machte. Denn mein Großvater hatte in jungen Jahren einen Unfall gehabt, von dem er bleibende Schäden am Rücken davongetragen hatte. Seinem eigentlichen Beruf, Landwirt nämlich, konnte er nicht mehr nachgehen. Die Gesellschaft lehnte es ab, dass meine Großmutter Männerarbeit verrichtete, so nannten sie das damals, da sie größtenteils draußen stattfand. Sie musste sich gegen ihre Eltern durchsetzen und gegen all das Gelächter hinter ihrem Rücken, das nie abriß und ihre Situation immer schwieriger machte. In unserem Wohnzimmer hängt ein großes Portraitfoto meiner Oma, dieser starken Frau, die ich nie getroffen habe

und die jeden März wie ein Gestirn ihre Kreise um uns zieht. Ich freue mich immer riesig, wenn mein Vater mich mit ihr vergleicht. Manchmal denke ich, es ist besser so, dass sie nicht bei uns ist. So musste sie immerhin die Verhaftungen meines Vaters, meiner zwei Onkel und vieler ihrer Enkelkinder nicht miterleben. Meine Oma, von der erzählt wird, dass der Verlust ihrer Liebsten das Einzige war, das imstande gewesen wäre, sie zu brechen.

Allgemein gesprochen fand ich den Muttertag schon immer ein depressierendes, kommerzielles und nerviges Fest – wäre das alles gewesen. Hinzu aber kam, dass ich jedes Mal am Muttertag an diejenigen aus den besetzten syrischen Golanhöhen denken musste, die in Damaskus studierten. Ihr Muttertag spielte sich folgendermaßen ab: Zu Dutzenden zogen sie los, nach Ayn al-Tinah – dem Dorf auf der syrischen Seite, das genau gegenüber dem Örtchen Madschdal Schams in den besetzten Golanhöhen liegt. Über die Grenze hinweg riefen sie ihren Müttern durch Lautsprecher Segenswünsche zu und winkten ihnen mit Taschentüchern – die wohl tragischste Art, Muttertag zu feiern.

Das Übelste rund um den Muttertag in Syrien aber war die Sache mit dem *Gesetzesbeschluss Nummer 301* aus dem Jahr 1988. Mit diesem hatte das syrische Regime den Tag offiziell auf das Nowruz-Fest, das kurdische Neujahrsfest, gelegt. Davor hatte man in Syrien den Muttertag am 13. April gefeiert. Hafiz al-Assad aber verlegte ihn in einem von vielen Versuchen, kurdische Kultur, Identität und Narrative in Syrien auszulöschen, auf den 21. März vor. Damit lag der Nowruz-Tag zwar auf einem öffentlichen Feiertag, doch die syrischen Sicherheitskräfte nutzten geschickt das Notstandsgesetz aus, um alle Versammlungen zum kurdischen Neujahrsfest mit viel Gewalt aufzulösen. Auch wenn Versammlungen an Feiertagen grundsätzlich erlaubt waren, wurden alle Symbole, die auf Kurdisches hindeuteten, verboten. Dazu sagt meine kurdische Freundin: »So wurde das Nowruz-Fest von einem für uns ganz besonderen Feiertag zum bloßen Familienausflug degradiert – mit Picknick und Grillen im Grünen.«

Von den Demonstrationen, die in den anderen Gegenden Syriens stattfanden, hatten wir natürlich schon gehört. Um die Mittagszeit, als wir gerade dabei waren, Mittagessen zu kochen und mit meiner Mutter

Muttertag zu feiern, hörten wir ungewöhnlich lauten Lärm von draußen. Die erste Demo in meiner Stadt. Wir liefen alle aus dem Haus, um zu sehen, was da los war, und was wir sahen, verschlug uns den Atem. Allerdings kamen keine fünf Minuten später auch schon die Busse voller Geheimdienstler angefahren, die auf die Demonstrant*innen einschlugen. Es gab viele Festnahmen, ein paar wenige schafften es, zu entkommen. Einer der Festgenommenen war mein 16-jähriger Cousin. Sie hatten ihn bei den Armen gepackt und schleiften ihn über den Boden, während ich weinte und schrie: »Aber er ist doch noch so klein! Lasst ihn los! Er hat nichts getan!« Meine Mutter packte mich, zerrte mich weg und presste mir die Hand auf den Mund. Die Szene habe ich noch lebhaft vor Augen. Bis heute erinnere ich mich genau an die Gesichter der zwei Schergen, die auf meinen Cousin einprügelten und ihn festnahmen, und ich werde sie auch nie vergessen. In jenem Moment war das für mich das Erniedrigendste und Grausamste, was ich je erlebt hatte und die schlimmste Grenzüberschreitung, die ich mir vorstellen konnte. Ich konnte ja nicht wissen, was uns noch erwartete, sowohl seitens des Regimes, als auch vonseiten der anderen Akteure.

Ein paar Tage später wurde mein Cousin wieder freigelassen. Es war eine unvergleichliche Freude. Ich erinnere mich noch, wie er uns zum ersten Mal nach seiner Freilassung besuchte. Sein Lächeln, sein kahl geschorener Kopf, wegen der Läuse. Er sagte zu mir: »Schau nur, wie ich aussehe! Könntest du mir vielleicht ein Makdous-Sandwich machen? Ich mag doch die eingelegten Auberginen meiner Tante so.«

Im Jahr 2012 wurde mein Cousin ein zweites Mal festgenommen. Und auch diesmal kam er ein paar Tage später zurück. Aber als Leiche, deren Gesichtszüge so entstellt waren, dass wir ihn fast nicht wiedererkannten. Manchmal wünschte ich, ich hätte ihn damals nicht gesehen. Wäre es nicht würdevoller für unsere Liebsten, wenn wir nur die schönen und lachenden Bilder von ihnen in Erinnerung behielten? Sogar die hat man uns kaputt gemacht. Wir hätten einfach nur eine nicht-entstellte, nicht-blutige Erinnerung gewollt, ein brauchbares Familienbild.

Viele der Erinnerungen meiner dreiundzwanzig ersten Lebensjahre, die ich in Syrien verbracht habe, sind mit Gewalt, Angst und Zöger-

lichkeit verbunden. Dieses Gefühl, dass vor einer jungen Frau in meinem Alter Dutzende Levels lagen, die sie erst bestehen muss, bevor sie dort hinkann, wo sie hin will, unter jener alles erstickenden Glasdecke namens Heimat – dieses Gefühl hat mich nie verlassen. Das mag auch daran liegen, dass ein Großteil meiner vielen Fragen mit Schweigen beantwortet wurde, ich getröstet oder die Antwort mir verweigert wurde. Als Kind war ich eine ordentliche Quasselstrippe. Fragen über Fragen hatte ich, mit denen ich meine Mutter den ganzen Tag löcher-te. Sie war meistens eher genervt davon, und manchmal platzte ihr der Kragen. Dann sagte sie: »Och, jetzt ist es aber auch mal genug! Immer willst du wissen, woher das Ei kommt, und gleich darauf, woher das Huhn!«

Dabei war die Art, wie mit meiner Fragerei, meinem Wissensdurst und mir umgegangen wurde, zuhause noch am nettesten! Ich hasste die Schule und alles, was damit zu tun hatte. Dieses Gefühl habe ich sogar nach Deutschland mitgenommen. Noch heute hasse ich Prüfungen und Unterrichtssituationen. Obwohl es hier natürlich völlig anders zugeht, habe ich immer das Gefühl, ein schweres Gewicht sitze mir auf der Brust. Dabei ist hier ja wirklich alles anders. Beim besten Willen wüsste ich nicht, wo ich anfangen sollte, um die Unterschiede aufzuzählen. Vielleicht mit dem Respekt, der uns als Student*innen hier entgegengebracht wird? Oder damit, dass man uns als Menschen behandelt?

Wir brauchten eine Revolution tatsächlich, weil wir uns gegen all die Jahre und Aufschichtungen an Ungerechtigkeit, Misshandlung und Korruption an jedem Ort in Syrien auflehnen mussten. Die Ungerechtigkeit fing schon in der Schulzeit an, wenn etwa Kollektivstrafen über ganze Schulklassen verhängt wurden, weil eine einzige Schülerin etwas falsch gemacht hatte, oder wenn ein Schüler zum kleinen Spitzel ernannt wurde. Aufgabe des Klassensprechers war es, die Namen aller Mitschüler an die Tafel zu schreiben, die er als aufmüpfig einstufte, damit sie bestraft würden. In der fünften Klasse schlug mich meine Klassenlehrerin, weil ich mich nicht an die Frisurenordnung hielt, die sie allen Schülerinnen auferlegt hatte. In der neunten Klasse demütigte mich meine Englischlehrerin vor der ganzen Klasse, sie ohrfeigte mich. Dann schleifte sie mich vor die Direktorin. Das Verbrechen, das

ich begangen hatte, war es gewesen, die Prüfung zu bestehen, und zwar mit voller Punktzahl, worauf meine Klassenlehrerin mich des Schummelns bezichtigte. Sie befand, die Fragen seien bei weitem zu schwer gewesen, als dass es auch nur ansatzweise möglich gewesen wäre, aus eigener Kraft die volle Punktzahl zu erreichen. Die schlimmste Erfahrung aber machte ich in der zehnten Klasse mit dem Physiklehrer, der den Großteil seines Unterrichts damit verbrachte, in aggressiver Macho-Manier über seine Ehefrau zu lästern, um uns schließlich Aussagen wie diese an den Kopf zu schmettern: »Ihr seid doch alle Eselinnen, ihr habt doch keine Zukunft! Ach was, das wäre sogar eine Beleidigung für die Esel!« Die gemeinste Strafe kam wiederum von der Philosophielehrerin, die uns zwang, ihre Lektion hundert Mal aufzuschreiben. Einmal fand ich keinen anderen Weg, um die Strafe heranzukommen, als die ganze Woche der Schule fernzubleiben. Auch die Erdkundelehrerin wurde kreativ, wenn es darum ging, uns zu demütigen. Einmal forderte sie meine Mitschülerin auf, sich hinter die Klassenzimmertür zu stellen, wo auch der Mülleimer stand, weil sie »im Grunde genommen auch Müll sei«, wobei sie einen Fuß in den vor Dreck überquellenden Eimer stellen sollte. Als ich einwandte, dass sie das doch nicht machen könne, zumal meine Freundin ja gar nichts falsch gemacht habe, schließlich habe sie mich doch bloß nach einem unleserlichen Wort an der Tafel gefragt, warf sie uns beide aus dem Unterricht. Sie ließ uns auf dem zugigen Gang im eisigen Wind stehen, wobei ich mir eine Erkältung holte.

Doch beschränkt sich unser Problem nicht auf irgendwelche individuellen Verhaltensweisen innerhalb des syrischen Lehrkörpers. Seine Wurzeln reichen Jahrzehnte zurück, in die patriarchale Grundstruktur einer Gesellschaft, die autoritäres Denken in ihren unterschiedlichen Ausformungen verinnerlicht hat, in der Politik, in familiären und eben auch in pädagogischen Strukturen.

Nach diesem endlosen Erinnerungsstrom muss ich innerlich fast lachen. Wie haben wir Syrerinnen und Syrer diese Schulzeit in diesen mikrokosmischen Geheimdienstkasernen namens Schulen eigentlich überstehen können? Wie konnte das syrische Regime diese allumgreifende Struktur erschaffen, die unsere Menschlichkeit, unsere Wür-

de und unser Selbstwertgefühl zerstört? Meine Generation hat zwölf Jahre des syrischen Schulsystems, mindestens vier Jahre des syrischen Universitätssystems (auf das ich hier nicht näher eingehen werde) und zehn Jahre Revolution überlebt. Bloß, haben wir tatsächlich überlebt?

Ende März 2011 war das neue Lied *Ya Heif* (übersetzt: Oh, Schande) plötzlich in aller Munde. Das Lied erzählte uns von Deraa und den Kindern, die dort den Satz »Jetzt bist du dran, Doktor« an die Mauern ihrer Schule geschrieben hatten, wofür der syrische Geheimdienst sie verhaftete und folterte – ein Vorfall, der bei den Syrer*innen das Fass endgültig zum Überlaufen brachte, so groß war die Wut über diese Ungerechtigkeit auf allen Ebenen.

Manchmal frage ich mich: Glaubten wir damals wirklich, dass wir durch die Hand unserer Geschwister gestorben seien, wie es in einer Zeile dieses Liedes heißt? Waren wir denn jemals Geschwister? Und wenn ja, wann, inwiefern und wo? Haben wir ernsthaft geglaubt, dass wir es schaffen würden, vierzig Jahre zu überwinden, während derer die Assads emsig daran gearbeitet hatten, uns als Volk zu spalten, uns Angst voreinander zu machen? Womit das Lied allerdings sicherlich recht behalten hat und auch in zehn oder hundert Jahren noch recht behalten wird, ist dieser Satz: »Verräter ist, wer sein Volk tötet ... Mag er sein, wer er will.« Egal, ob man ihn nun auf das syrische Regime beziehen will oder auf sonst irgendeine Partei in Syrien.

Jahrelang bin ich dem Lied *Ya Heif* aus dem Weg gegangen, weil es mich an so vieles erinnert, an das ich lieber nicht erinnert werden will. Jetzt denke ich daran zurück, wie ich es erstmals von einer Freundin geschickt bekam. Das war im April 2011, über Bluetooth. Wir saßen auf den Stufen vor unserem Haus, neben den schönen Topfpflanzen meiner Mutter, und hörten es uns leise an. Meine Mutter kam gerade mit einer Kanne Kaffee an, und als sie begriff, was wir taten, geriet sie in helle Panik. Sie zischte uns an: »Macht sofort diesen Scheiß aus, sonst kommen sie uns noch holen!« Dann forderte sie mich auf, das Lied umgehend von meinem Handy zu löschen. Wir stritten uns eine ganze Weile. Das war wahrscheinlich noch die entspannteste Auseinandersetzung mit meiner Mutter und meinem Vater. Meine Eltern wollten nicht, dass meine älteren Geschwister sich an irgendwelchen Aktionen im Zu-

sammenhang mit der Revolution beteiligten, und geschweige denn ihre jüngste Tochter. In den Jahren 2011 und 2012 herrschte zwischen meiner Mutter und mir ein unerbittlicher Krieg. Egal, was ich machen wollte, immer musste ich mich dafür aus dem Haus stehlen. Ich log in einer Tour. Meistens kam meine Mutter mir und meinen unschuldigen Lügen auf die Schliche und sagte: »Du willst wohl, dass ich einen Herzschlag kriege!«

Einmal hatte ich mich verspätet und meine Mutter rief an. Sie hörte natürlich gleich, dass ich mich auf einer Demo befand. Sofort machte sie sich auf den Weg, um mich eigenhändig nach Hause zu holen. Selbstverständlich nahm ich es ihr übel, dass sie mich einfach so von meinen Kampfgenoss*innen wegzerzte und mich vor ihnen anschrie. Aber wenn meine Mutter und ich heute über diese Zeit reden, müssen wir immer ein bisschen lachen und viel weinen. Weinen, weil wir nicht zusammen sein können und über all unsere Verluste und Enttäuschungen.

Oft werde ich gefragt, wie es gewesen sei, als ich zum ersten Mal auf einer Demo mitgebrüllt habe. Und obwohl ich es bisher nie geschafft habe, die Szene angemessen zu beschreiben, lässt mir die Antwort keine Ruhe. Es war bei der Demo am *Großartigen Freitag*, dem 22. April 2011, eigentlich hatte ich gar nicht mitlaufen wollen. Es war die größte Demo, die es bis dahin in meiner Stadt gegeben hatte. Der Zug der Demonstrant*innen strömte an unserem Haus vorbei und riss nicht ab, es waren unendlich viele. Plötzlich erblickte ich inmitten der Menge meinen Bruder. Noch in Schlafanzug und Badeschlappen rannte ich zu ihm hin. Dann schrie ich Sprechchöre mit ihm, Arm in Arm, und die Tränen rannten mir über die Wangen, als wir gemeinsam riefen: »Das syrische Volk lässt sich nicht erniedrigen!« Ich hüpfte fast vor Freude, lange bin ich an jenem Tag aber nicht mitgelaufen. Nur ein paar hundert Meter weiter, die Demonstrant*innen waren gerade über die Kreuzung gelaufen, hat das Militär das Feuer auf sie eröffnet. Drei Menschen verloren ihr Leben, Dutzende wurden verletzt. Eine Moschee wurde zum Feldkrankenhaus umfunktioniert, der Muezzin machte einen Blutspendenauf Ruf aus dem Minarett. An jenem Tag ist viel Blut geflossen; leider nicht nur in Moadhamiya und den anderen Gegenden und Vororten von Da-

maskus. Es gab Tote und Verletzte in allen syrischen Städten. An jenem Tag geschah so vieles, das wir nie vergessen werden: Die Statue von Basil al-Assad in Deir ez-Zor wurde gestürzt, genauso wie die Statuen von Hafiz al-Assad in Hudschaira, Ariha und al-Shuhayl. Das Niederreißen der Statuen war eine unmissverständliche symbolische Geste, ein Indiz dafür, dass die Angst aus den Herzen der Menschen gewichen war.

Ich glaube nicht, dass dieser Tag je aus meinem Gedächtnis oder dem der Syrer*innen gelöscht werden kann. Wobei ich sicher nicht für alle Syrer*innen sprechen kann, aber für die Mehrheit bestimmt. Der Rest war damit beschäftigt, den Sieg des Militärs und der Geheimdienste zu feiern, gegen »die universale Verschwörung und die infiltrierten, von Kuweit unterstützten Demonstranten«.

Jener Tag war ein Wendepunkt. Wir hatten uns rausgewagt, jetzt gab es kein Zurück mehr. Von nun an wartete niemand mehr auf Reformen und sinnentleerte Sonntagsreden des Präsidenten über die große Verschwörung und die Terrorbekämpfung.

Im Jahr 2012 ging ein Video durch die sozialen Medien. Es zeigte einen Mann um die vierzig, der in Aleppo, nachdem er von Soldaten der Syrischen Armee verprügelt worden war, über den Boden geschleift wird, während er sie anfleht, ihm doch noch eine Gelegenheit zu geben, sich von seinen Kindern zu verabschieden, bevor sie seinem Leben ein Ende setzen würden. Einer fragt ihn: »Wo sind denn deine Kinder?«. Darauf sagt der Mann: »Zu Hause, bei ihrer Mutter.« Dann fragt ein anderer: »Und darf ich dann auch deine Frau ficken, während du dich von deinen Kindern verabschiedest?« Der Mann antwortet: »Gott bewahre, aber sie ist doch mein Ein und Alles! Sie ist meine Cousine, meine Frau, die Krone auf meinem Haupt!« Die Szene endet damit, dass der Mann getötet und sein Leichnam am Straßenrand zurückgelassen wird.

Nachdem ich es zum ersten Mal gesehen habe, wollte mir das Video jahrelang nicht aus dem Kopf. Es war nicht nur eine von vielen Szenen der Erniedrigung und Zerstörung, die wir in Syrien erleben mussten, die den Verstand übersteigen. Diese Demütigung zeigt ganz speziell die Instrumentalisierung von Familien, und insbesondere von weiblichen Familienmitgliedern. Indem ihnen sexuelle Nötigung und Vergewalti-

gung angedroht werden, werden sie als Mittel benutzt, um männliche Familienmitglieder zu provozieren und zu demütigen.

Einmal gab es eine Situation, die werde ich im Leben nicht vergessen. Es war Mitte 2011 und geschah meiner Freundin, nachdem wir beide an einer Demo in Moadhamiya teilgenommen hatten und die Sicherheitskräfte plötzlich die Demonstrant*innen verfolgten. Viele schafften es zu entkommen, ein paar wurden festgenommen. In einer engen Sackgasse wurde meine Freundin gemeinsam mit zwei weiteren jungen Frauen eingekesselt. Wie gewöhnlich überschütteten die Sicherheitskräfte die drei mit den schlimmsten Beleidigungen, die man sich vorstellen kann. Schließlich fragte einer der Sicherheitsmänner meine zu Tode verängstigte Freundin, ob sie wohl verheiratet sei, was sie bejahte. Dann fragte er weiter, ob sie denn Kinder habe. Ihr Herz schlug ihr bis zum Hals, als sie ihm antwortete: »Zwei Töchter.« Seine Antwort war: »Soll ich dich als Leichenbündel abliefern, bei deinen Kleinen? Oder was hältst du davon: Ich bringe dich schwanger zurück, mit einem Brüderchen im Gepäck!« Hämisches Gekicher folgte darauf. Da begannen die drei jungen Frauen, die Männer anzuflehen, sie doch bitte gehen zu lassen, sie hätten auch gar nicht an der Demo teilgenommen, sie seien rein zufällig dort gewesen. Darauf verlangte der Offizier nichts Minderes von ihnen, als vor ihm niederzuknien, um ihm die Stiefel zu küssen. Im Gegenzug ließ er sie weiterziehen. Während meine Freundin mir von dem Vorfall erzählte, schluchzte sie bitterlich. Und später haben wir nie wieder darüber gesprochen.

Jedes Mal, wenn mein Gedächtnis mich in jene Zeit zurückbringt, muss ich mich sehr wundern über diejenigen, die uns fragen, warum wir in Syrien denn auf die Barrikaden gegangen seien. Danach kommt meistens, dass die Lage in Syrien vor der Revolution doch gar nicht so schlecht gewesen sei. Als würde uns Syrer*innen keine andere Option als Assad zustehen. Was im Grunde dem entspricht, was die Befürworter seines Regimes gerne sagen oder auf Mauern schreiben: »Assad oder keiner!«

Irgendwann Ende Februar 2012, ich fühlte mich seit Tagen nicht gut, besuchten mich meine Freundin und ihr Bruder. Sie schlugen vor, mit dem Auto zu den Hainen zu fahren, um mal ein bisschen rauszu-

kommen, und ich stimmte zu. Weite Olivenhaine umgeben Moadhamiya, in den ersten Frühlingstagen ist es dort wunderschön. Unterwegs im Auto, sahen wir im Olivenhain eine Menschentraube stehen. Anscheinend war etwas passiert. Wir hielten an und stiegen aus. Dann sahen wir die zwei Leichen ausgestreckt auf der feuchten Erde liegen. Zwei Männer, vielleicht Ende dreißig oder Anfang vierzig. Ihre Augen starrten zum Himmel, scheinbar fassungslos. Noch immer bekomme ich eine Gänsehaut, wenn ich an die Szene denke. Mich überkommt das Gefühl, ich stürze in die Tiefe. Einer der beiden streckte seine Hände in die Luft, an seinen Handgelenken konnte man deutlich die Spuren von Fesseln sehen. Höchstwahrscheinlich hatte man ihn dem Gespenst unterzogen, einer Foltermethode, bei der das Opfer an den Händen aufgehängt wird. Beim anderen war am Hals der Abdruck eines Seils zu erkennen. Später erfuhren wir, dass die beiden Männer von den *Lid-schaan Schaabiya*, einer vom Regime unterstützten Bürgerwehr, festgenommen worden waren, dass diese sie zuerst eine Weile festgehalten, dann zu Tode gefoltert und schließlich dort entsorgt hatte.

Wer die beiden waren, wer ihre Familien waren, wo sie herkamen – keiner kann es sagen. Begraben wurden sie als unbekannte Märtyrer. Noch lange Zeit später zerbrach ich mir den Kopf darüber, wer die beiden wohl gewesen sind. Die Vorstellung, dass ihre Familien nichts über ihren Verbleib wussten, war mir unerträglich. Hatten sie eine Freundin? Kinder? Wer auch immer ihnen nahegestanden hatte, wusste nicht, ob sie noch am Leben waren oder tot. Wir können nicht wissen, ob nicht vielleicht noch immer jemand darauf wartet, dass sie eines Tages lebend zurückkehren werden. Sie waren einfach verschwunden. Kein Abschied, keine letzten Worte. Da war nicht einmal ein Grab, das ihre Angehörigen besuchen können.

Seit zehn Jahren vergesse ich ihre Gesichter nicht. Ich muss oft an sie denken. Immerzu frage ich mich, wie es ihren Familien ergangen sein mag. Bei allem, was mir widerfahren ist, bei allen Wendungen, die mein Leben genommen hat, gingen sie mir nie aus dem Kopf.

Dann kamen immer mehr solcher Meldungen. In Syrien gibt es Tausende unbekannter Märtyrer*innen. Hast du eine*n davon mit eigenen Augen gesehen, voller Folterspuren, den Blick starr gen Himmel ge-

lenkt, wird dich das Bild für immer verfolgen und an all die anderen erinnern. An all die Todesopfer, die keine Gerechtigkeit erfahren haben, die keine Grabrede und keinen Grabstein erhalten haben, auf dem man ihren Namen lesen kann, und wann sie geboren sowie gestorben sind.

Ich werde jetzt einen Zeitsprung machen, vom Jahr 2012 springe ich direkt in den Februar 2021 und nach Deutschland, in die Stadt Koblenz, ans Ufer des Rheins. Dort liegt das Oberlandesgericht Koblenz. Wir standen seit den frühen Morgenstunden davor und warteten, endlich an die Reihe zu kommen und in den Gerichtssaal zu dürfen: zur Urteilsverkündung gegen Eyad A., dem Leiter der für ihre besondere Grausamkeit berüchtigten *Abteilung 251*. Er ist das erste von zwei Geheimdienstmitgliedern, deren Schuldhaftigkeit im Zuge des al-Khatib-Prozesses ermittelt werden sollte.

Während wir um sechs Uhr morgens vor dem Gericht warteten, kreiste unser Gespräch um Dinge wie die schlechte Wirtschaftslage in Syrien oder darum, welcher Gerechtigkeitsbegriff es sei, den man in Syrien hege. Wir sprachen außerdem über Ägypten, über die Revolution und die Doppeldeutigkeit des Wortes *'Aisch*, das ja Brot und Leben bedeutet. Prompt fiel mir ein Roman von Aziz Nesin ein: *Yahiya existiert, aber er lebt nicht*. Den hatte ich als Jugendliche gleich mehrmals gelesen, hatte er mich doch zum Grübeln gebracht: Existierten die Syrerinnen und Syrer eigentlich bloß, oder lebten sie auch?

Im Gerichtssaal ließ ich meinen Blick umherwandern. Einige Gesichter waren mir vertraut. Dann fiel mein Augenmerk auf die Wand hinter den Plätzen der Richterin und der Beisitzer*innen. Dort stapelten sich Hunderte von Akten, nach Farben sortiert. Ich war nervös, aber versuchte, es vor den anderen zu verbergen. Zahllose Fragen schossen mir durch den Kopf. Was ist Gerechtigkeit? War das hier ein Schritt in Richtung Gerechtigkeit? Was für eine Gerechtigkeit wollen wir überhaupt? Sollte es mich optimistisch stimmen, was jetzt geschah und dass es geschah? Oder sollte ich eher furchtbar deprimiert sein, darüber, dass es zehn Jahre ununterbrochener Verstöße gebraucht hatte, bis wir bei diesem bescheidenen Schritt angelangt waren, wo ein einziges Geheimdienstmitglied des immensen Sicherheitsapparats in Syrien zur

Rechenschaft gezogen wurde? Da wurde es mir überhaupt zum ersten Mal richtig klar: Zehn Jahre! So viel Zeit war vergangen, seit Beginn der syrischen Revolution! Kalter Schweiß perlte auf meiner Stirn. Ich hatte genug von meinem Mundschutz und den Plexiglaswänden, die die Zuschauer*innen voneinander trennten. Mich überkam eine unbändige Lust zu weinen. Oder jemanden zu umarmen.

Und wie wir so im Gerichtssaal saßen, dachte ich an die Verbrecher, die andernorts, in jener parallelen Dimension, in der die Syrerinnen und Syrer leben, ununterbrochen weiter ihrem teuflischen Werk nachgingen. Wie lange noch, weiß kein Mensch.

Die Richterin trat ein. Alle erhoben sich. Kurz und knapp verkündete sie das Urteil: viereinhalb Jahre Haft. Danach nahm sie Platz und las die umfangreichen Informationen vor, die das Urteil begründen sollten: Sie erwähnte im Detail, wie die Proteste niedergeschlagen wurden, sprach über Festnahmen und Folter von Demonstrant*innen, schilderte, wie Städte gestürmt und Strom und Internet gekappt wurden, kurzum, von all solchen Verbrechen des Assad-Regimes. Sie nannte die Namen syrischer Städte wie Douma und Daraa, und jedes Mal, wenn der Name einer syrischen Stadt fiel, setzte mein Herz einen Schlag aus. Drei Stunden am Stück las die Richterin die Verbrechen des syrischen Regimes vor. Die schiere Menge der Einzelheiten erschöpfte mich. Was sie da vorlas, waren Dinge, die mich nie wirklich losließen, obwohl ich täglich vor ihnen floh. Die Diskussionen zwischen Syrer*innen über den Koblenz-Prozess im Hinterkopf, dachte ich mir: Egal, was wir als Einzelne für eine Meinung dazu haben mögen – schon allein angesichts der Tatsache, dass man an diesem Ort all diese Dinge mit eigenen Ohren hören kann, muss man doch eigentlich das Gefühl haben, dass hier gerade ein kleiner Erfolg verzeichnet wird, und sei er noch so winzig, nur ein klitzekleiner Schritt vorwärts.

Während dieser Morgenstunden schwebte mir durchweg das Bild jener zwei unbekannten Märtyrer vor Augen. Wollte es mir etwas sagen, womöglich? Warum musste ich jetzt an diese längst verstorbenen Menschen denken, die ich doch nicht einmal kannte? War es Verantwortungsbewusstsein? Das Überlebensschuld-Syndrom? Oder eine Posttraumatische Belastungsstörung? Alles zusammen?

Zurzeit wird viel über Gerechtigkeit gesprochen und über die Frage, was sie bedeutet. Dabei sind wir mitnichten daran gewöhnt, uns über Gerechtigkeit viele Gedanken zu machen. Ich zum Beispiel hatte vor Koblenz noch nie einer Gerichtsverhandlung beigewohnt, ich weiß nicht einmal, wie ein Gerichtssaal in Syrien aussieht. Anders als mein Vater, dessen Versuche, Gerechtigkeit zu bekommen, allesamt nach 25 Jahren scheiterten. In Kurzfassung: Mein Vater hatte jahrelang dafür gespart, ein Grundstück zu kaufen, um darauf unser Haus zu bauen. Nach einem Täuschungsmanöver des früheren Eigentümers urteilte das Gericht, dass zwar das Gebäude uns gehöre, aber das Grundstück nicht. Dieses ging an dessen früheren Eigentümer zurück, der den Kaufpreis für das Grundstück erhalten hatte, bevor es mithilfe von einschlägigen Beziehungen, Schmiergeldern und gefälschten Papieren in seinen Besitz zurückkehrte. Nun ja. Immerhin hatten wir einen Ort, wo wir wohnen konnten. Einen Ort, den wir unser Haus nennen konnten, wenn auch der Boden, auf dem dieses Haus stand, uns grundsätzlich nicht mehr gehörte.

Viele Syrer*innen werden geboren, leben und sterben, ohne sich je den Traum erfüllen zu können, ein Haus zu haben, egal, was für eines, einfach das eigene, in dem sie ein würdiges Leben leben können. Haben einige doch nicht einmal genug, sich ein Grab zu leisten, das sie am Ende umhüllt. Der Witz ist, dass mein Vater zwei Jahre vor der Revolution, als wir noch gar kein Haus hatten, ein Grab auf einem neu angelegten Friedhof gekauft hatte. Das war im Umkreis von Someriya, beim Militärflughafen in Mezzeh.

Je mehr Verstöße und Angriffe des Regimes in Moadhamiya stattfanden, umso höher schossen die Zahlen der Todesopfer. Gleichzeitig machte die Gefahrenlage es zunehmend unmöglich, jene Gegend zu erreichen. So kam es, dass eine zwischen den Olivenhainen von Moadhamiya liegende Fläche zum Friedhof umfunktioniert wurde. Man nannte ihn den Märtyrerfriedhof. Mein Bruder Obaida war einer der jungen Freiwilligen, die dort eine improvisierte Struktur anlegten und das Gelände vorbereiteten, um darauf die Opfer von Bombardement und Scharfschützen zu beerdigen. Auch dieser Friedhof wurde bald zur Zielscheibe der *Chemie-Division* der Syrischen Streitkräfte, welche ebenfalls

bei den Hainen von Moadhamiya ansässig war. Zweimal wurde mein Bruder angeschossen, als er gerade jemanden beerdigte. Jedes Mal starb ich tausend Tode, fragte ihn: »Sag mal, wie wirst du überhaupt damit fertig? Ist das nicht total belastend für dich?«

Darauf sagte er immer: »Das ist doch das Mindeste, was man tun kann. Für all die Leute, die ihr Leben lassen, einen Ort zu finden, wo sie wenigstens ein anständiges Begräbnis bekommen. In diesem Leben wird es vielleicht nicht zu schaffen sein, unser Recht auf Würde zu bekommen. Vielleicht können wir ja wenigstens in Würde sterben.«

Obaida beerdigte fünf Kinder meines Onkels väterlicherseits, nachdem wir sie eins nach dem anderen verloren hatten, und den Sohn meines Onkels mütterlicherseits. Am Tag, als wir von meinem Cousin Abschied nahmen, stand ich in einer Ecke des Feldlazaretts und filmte meinen Vater, wie er den anderen bei der Totenfeier vorbetete. Obaida sieht man eine Reihe hinter ihm stehen. Heute, in Berlin, sehe ich mir das Video an und kann einfach nicht glauben, dass das wirklich passiert sein soll. Mein Cousin im weißen Leichentuch, inmitten der fahlen Beleuchtung des Feldlazaretts, das eigentlich ein Keller war. Spärliches Tageslicht fällt in den Raum und verleiht der Szene noch mehr Schmerz. Wenn ich mir heute die Aufnahmen ansehe, erscheinen sie mir wie ein Spielfilm mit unbekannten Darstellern, der an einem Ort spielt, an dem ich noch nie gewesen bin.

Am 29. August 2013 sind mein Bruder Obaida, seine Frau Mariam und deren sechsjähriger Sohn Ahmad im Bombardement der *Vierten Division* auf die Stadt Moadhamiya getötet worden. Obaida, Mariam und Ahmad bekamen drei Gräber, die nebeneinander lagen, gleich neben meinen Cousins und den vielen anderen, die wir verloren haben. Es waren drei jener Gräber, die Obaida für die Märtyrer*innen der anderen Familien ausgehoben hatte.

Kein einziges Mal habe ich ihre Gräber besucht, und das schmerzt mich sehr. Während der letzten Wochen, die ich in Moadhamiya verbrachte, wurde der Friedhof immer wieder bombardiert. Meine Familie geht ab und zu dorthin. Sie pflanzen Blumen auf die Gräber, pflegen sie und schicken mir gelegentlich ein Foto, sodass ich wenigstens davon träumen kann, eines Tages selbst am Grab meines Bruders zu stehen.

Ich hätte ihm so viel zu erzählen. Oft habe ich darüber nachgedacht, was ich Obaida und Mariam und Ahmad alles sagen würde, sollte ich einmal ihr Grab besuchen können. Immer wieder habe ich mir jene Sätze im Kopf aufgesagt. Eines Tages möchte ich dort sein.

Manchmal, wenn ich nicht aufhören kann zu grübeln, tröste ich mich damit, dass wir ja immerhin ein Grab haben, das wir besuchen können. Dann muss ich immer an die gute Maryam al-Hallaq denken. Maryam, die großartige Aktivistin, Mutter des Märtyrers und Arztes Ayham Ghazoul, der in einem der Verließe des syrischen Regimes unter Folter gestorben ist. Seine Familie hat weiter nichts als einen Totenschein erhalten. Seit Jahren kämpft Maryam um »ein Grab, das man besuchen kann«.

Vor zwei Tagen las ich ein Zitat der seit 2013 vom *Dscheisch al-Islam* verschleppten Aktivistin und Rechtsanwältin Razan Zaitouneh. Ich will versuchen, es zusammenzufassen: »Das schönste an meinen Freunden ist die Tatsache, dass sie nie aufhören, über sich selbst und andere zu staunen. Dass sie die Freiheit, die es noch immer zu verwirklichen gilt, schon jetzt zelebrieren.« Die Freiheit für die politischen Häftlinge in Syrien wie auch die Freiheit aller Syrerinnen und Syrer liegt noch immer in der Zukunft.

Nach allem, was passiert ist, müssen wir uns eingestehen, dass wir gebrochen, alleingelassen und müde sind. Zehn Jahre sind vergangen. Zehn Jahre, die uns zermürbt und restlos erschöpft haben. Aber die Freiheit bleibt das Ziel, in all ihren Formen und mit jedem einzelnen Gesicht.

Aus dem Arabischen von Sandra Hetzl.